

KELLY FLANAGAN

Der
Fluss der
Erinnerung

ROMAN

Aus dem Amerikanischen von Renate Hübsch


GerthMedien

*Er sagte: „Wir haben alle unsere Geheimnisse.
Ich habe sie genauso wie jeder andere – Dinge, für die wir uns
schämen und von denen wir uns wünschen, sie wären nie passiert.
Verletzende Dinge. Längst vergangene Dinge. Wir sind alle
verängstigt und einsam, aber die meiste Zeit verbergen wir das. Es
ist, als hätte sich jeder von uns so sehr verirrt, dass wir nicht einmal
mehr wissen, wo es nach Hause geht, und wir schämen uns, nach
dem Weg zu fragen. Aber weißt du, was passieren würde, wenn wir
zugäben, dass wir uns verlaufen haben, und fragten? Nun, Folgendes
würde passieren: Wir würden herausfinden, dass wir uns gegenseitig
ein Zuhause sein können.“*

Frederick Buechner



*Für Kathryn Helmers, meine Agentin,
die immer wieder gefragt hat:
„Was wäre, wenn?“
Bis das „Wenn“ wahr wurde ...*

Prolog

Die Vergangenheit liegt hinter uns, aber sie ist auch immer in uns. Was bedeutet, dass sich die Vergangenheit in einem Moment tot und begraben anfühlen kann, und im nächsten Moment erscheint sie uns äußerst lebendig, atmend und präsent. Meine Vergangenheit wurde in Form eines Albtraums wieder lebendig, den ich seit über dreißig Jahren nicht mehr geträumt hatte.

Als ich ein Kind war, begann der Albtraum immer auf dieselbe Weise: Ich stand am Ufer eines Flusses und sah zu, wie das Wasser an mir vorbeirauschte, braun und trüb vor Schlamm, voller Äste und Gestrüpp von Stürmen und mit schäumenden Strudeln. Es war ein bedrohlicher Fluss von der Art, dass ein Mensch ohne Vorwarnung mitgerissen werden und für immer darin verschwinden konnte. Eine alte Holzbrücke spannte sich über das reißende Gewässer. Bei ihrer Errichtung war sie wahrscheinlich eine Meisterleistung der Menschheit gewesen, aber jetzt lagen ihre glorreichen Tage hinter ihr. Das Gelände war weggebrochen. Der Großteil des Stegs war längst vergessenen Stürmen zum Opfer gefallen. Die verbliebenen Bohlen waren morsch und lose, manche lagen an der Stelle, an der sie ursprünglich angebracht worden waren, andere kreuz und quer darüber. Große Lücken im Steg gaben den Blick auf das aufgewühlte Wasser nur wenige Meter darunter frei.

Jenseits der Brücke war die andere Seite des Flusses immer in Nebel gehüllt. Ich hatte keine Ahnung, was der Nebel verbarg, aber ich wollte es unbedingt herausfinden – mit einer Gewissheit, die man nur Glauben nennen kann, einer gespannten Erwartung von der Art, dass man es nur Hoffnung nennen kann, und einer Sehnsucht, die man nur Liebe nennen kann. Also schaute ich zu Boden, um mich auf den ersten Schritt vorzubereiten, und sah an meinen

Füßen ein Paar abgenutzte blaue Turnschuhe mit gelben Rändern. Sie waren so schmutzig, dass das Gelb fast braun und das Blau fast schwarz aussah. Der Schuh an meinem rechten Fuß hatte vorn ein Loch, und mein großer Zeh, der in einer verdreckten Socke steckte, ragte heraus.

Jede Nacht schien der Traum alle Einzelheiten zu enthalten, die auch in den vorherigen Versionen aufgetaucht waren, sodass ich genau wusste, wie er enden würde. Ich wusste, ich würde auf die Brücke treten, das Wasser würde steigen, es würde unmöglich sein, ihm zu entkommen, und wenn es mich erreichte, würde ich lautlos schreien, bis ich aufwachte. Aber ich wusste auch, dass ich trotzdem auf die Brücke gehen würde, weil ich mich so sehr nach dem gegenüberliegenden Ufer sehnte, dass ich bereit war, den vertrauten Schreck ein weiteres Mal zu ertragen.

Irgendwann, als ich in der Mittelstufe war, schien der Traum zu sterben. Eines Nachts schlief ich ein, und er begleitete mich nicht länger. Wochen vergingen. Kein Albtraum. Es vergingen Monate, dann Jahre, und irgendwann vergaß ich den alten Albtraum ganz und gar. Es stellte sich jedoch heraus, dass er nicht gestorben war. Er hatte sich nur schlafen gelegt. Oder vielleicht *war* er gestorben, und fast drei Jahrzehnte später, an der Schwelle zu meinem vierzigsten Geburtstag, wurde er wieder lebendig.

Ich glaube nicht, dass die Zukunft jemals vorherbestimmt ist, aber ich glaube, dass unsere Zukunft *auf lange Sicht* davon abhängt, was wir aus „Auferstehungsmomenten“ wie diesem machen, vor allem dann, wenn sich solche Momente häufen und eine Art Brücke in der Mitte unseres Lebens bilden; eine Brücke, die wir überqueren können, um Neuland zu betreten, oder eine, von der wir uns abwenden können, um in die vertrauten Gefilde zurückzukehren, aus denen wir gekommen sind.

Meine Brücke bestand aus diesem alten Albtraum. Sie bestand auch aus einem Geheimnis, das ich so lange vor allen anderen verbarg, dass ich es schließlich auch vor mir selbst zu verbergen begann, und aus einem anderen Geheimnis, von dem ich lange Zeit

nicht wusste, dass es überhaupt existierte. Meine Brücke bestand aus einer Handvoll geliebter Menschen, die ich verloren hatte und die durch die Gabe der Erinnerung und das Geschenk der Vorstellungskraft wieder zum Leben erwachten. Und sie bestand aus einem Gott, den ich einmal geliebt hatte, der verstummt war und dann eines Tages wieder zu mir zu sprechen begann, und zwar im Zuge jener imaginären Wiederbegegnung mit den Menschen, die ich liebte.

Die Bibel berichtet davon, dass Jesus an einem Freitag stirbt, und es wird viel darüber gesprochen. Dann wird er an einem Sonntag auferweckt, und darüber wird noch mehr gesprochen. Aber über den Samstag dazwischen wird nicht viel gesprochen. Tod und Auferstehung. Die wenigsten reden über das *Und*, das die Brücke bildet. Manchmal kann sich das ganze Leben wie dieses *Und* anfühlen. Jeder Tag kann sich anfühlen wie der Samstag zwischen dem, was einem passiert ist, und dem, was man daraus macht – oder auch nicht macht. Und wenn man die Brücke erst einmal als das erkannt hat, was sie ist, muss man sich entscheiden, ob man sie überqueren will, ohne die Garantie, dass man heil auf der anderen Seite ankommt, und nur mit der leisesten Hoffnung, dass einen dort freundlicheres Gelände erwartet.

Ich habe lange gebraucht, bis ich mein *Und* – meinen Samstag, meine Brücke – als das erkannt habe, was es war. Zu lange. Es begann mit einem Bein auf meinen Oberschenkeln, mehr als ein Jahrzehnt bevor der Albtraum zurückkehrte.

Mein Name ist Elijah Campbell, und dies ist die Geschichte meines Gefundenwerdens.

1

Manchmal weiß man nicht, dass das eigene Leben auf Pause geschaltet ist, bis jemand oder etwas auf die Abspieltaste drückt. Mein Jemand war Rebecca. Mein Etwas war ihr Bein, das sie von dem in die Jahre gekommenen Betonboden der Terrasse hob, auf der wir uns gegenübermaßen, um es auf meine Oberschenkel zu legen und damit die Kluft zwischen uns zu überbrücken.

Es war schön, es war kühn – und es kam völlig überraschend.

Wir hatten uns einen Monat zuvor an der Universität von Pennsylvania kennengelernt, am ersten Orientierungstag für das Graduiertenprogramm in Klinischer Psychologie. Die meiste Zeit des Monats hatte sie sich bemüht, mit mir in Kontakt zu treten, und mir Signale gesendet, die völlig an mir vorbeigegangen waren. Schließlich hatte sie sich entschlossen, mir eines zu senden, das mir quasi direkt in den Schoß fiel.

Der Tag begann wie jeder andere. Ein Morgen mit Lernen, gefolgt von einem Mikrowellen-Hotdog zum Mittagessen, den ich auf einem Pappteller auf die rückwärtige Terrasse des heruntergekommenen Apartments hinaustrug, das ich für dieses Jahr gemietet hatte. Die Glasschiebetüren, die die Wohnung vom Garten trennten, sahen mit all dem Schmutz, der sich auf ihnen angesammelt hatte, nicht mehr allzu glasig aus, und zudem glitten sie nicht lautlos auf, sondern gaben beim Öffnen ein bedenkliches Knirschen von sich.

Es war ein Freitag im Oktober, ein sonniger Herbstnachmittag, der so perfekt zwischen Sommer und Winter lag, dass Ersterer eine ferne Erinnerung und Letzterer ein Ding der Unmöglichkeit zu sein schien. Ich saß in einem tannengrünen Plastikliegestuhl, den mir mein Vormieter überlassen hatte – einen halb verzehrten Hotdog

auf dem Schoß, das Gesicht der Sonne zugewandt und die Augen geschlossen –, als Rebecca um die Ecke des Gebäudes kam. Ihr Schatten verdunkelte die Innenseiten meiner Augenlider, und als sie meinen Namen sagte, erschrak ich so heftig, dass der wackelige Stuhl nach hinten kippte und der Hotdog zu Boden fiel, wo er Reste von herabgefallenem Laub anzog.

Rebecca hob das verschmutzte Würstchen auf, untersuchte es theatralisch und sagte dann belustigt: „Campbell, ich bin mir nicht sicher, ob ich mich bei dir dafür entschuldigen soll, dass ich dein Mittagessen ruiniert habe, oder ob du mir danken solltest, weil ich dich vor diesem undefinierbaren Stück Fleisch bewahrt habe.“

Meine Verlegenheit darüber, in einem so ungeschminkten Moment gesehen worden zu sein, wurde durch ihren spielerischen Ton kurzzeitig gelindert. Ich faltete die Hände im Schoß, wartete der Dramaturgie wegen einen Moment lang ab, senkte den Kopf und sagte betont feierlich: „Ich danke dir.“

Sie lachte hell auf, dann zog sie den einzigen anderen Liegestuhl – ursprünglich weiß, jetzt verwittert und zu einem trüben Olivgrün gealtert – heran und setzte sich mir gegenüber, sodass sich beinahe unsere Knie berührten. Wir plauderten ein wenig über unsere Kurse und Kommilitonen, und schließlich fragte ich sie beiläufig, was sie an diesem Abend vorhabe. Das war das Stichwort für ihr Bein auf meinen Oberschenkeln.

„Ich weiß nicht, Campbell“, erwiderte sie. „Was machst *du* heute Abend?“

Das Ganze versetzte mir einen Schock, in dem sich Hoffnung und Angst verwoben – die widersprüchliche Reaktion eines Menschen, dessen Einsamkeit seine größte Wunde und zugleich seine zuverlässigste Verteidigungsstrategie ist. Ich starrte auf das Silberreihen-Tattoo, das die noch sommerlich gebräunte Haut oberhalb ihres Knöchels zierte, und fühlte mich plötzlich wie die Zweitbesetzung, die bei der Theaterpremiere unvermittelt ins Rampenlicht gerufen wird. Die Hitze ihrer Aufmerksamkeit trieb mir kleine Schweißperlen auf die Stirn.

„Ich, äh, na ja ... Also, weißt du ... Ich weiß noch nicht genau. Ich glaube, ich habe tatsächlich etwas geplant, aber, äh, das ist keine große Sache. Ich könnte es wahrscheinlich absagen. Aber, na ja, vielleicht auch nicht, also, äh ...“

Die Wahrheit war, dass mir mein Mitbewohner für diesen Abend ein Blind Date organisiert hatte.

Ich holte tief Luft und versuchte, meine zuverlässigste Art der Reaktion hervorzubringen, wenn die Gefahr bestand, dass meine Mauern durchbrochen wurden: ein Lächeln, das so strahlend war, dass keine Prüfung der Wattstärke ihm je standgehalten hatte. Es war kein aufgesetztes Lächeln; es war instinktiv – eines, das eng verwandt ist mit Aufrichtigkeit –, und wahrscheinlich war es deshalb so wirkungsvoll. Meist verband ich es mit der einen oder anderen charismatischen Frage, und voilà, das Rampenlicht wich von mir. Ich stand wieder im Dunkeln, aber wenigstens war ich in Sicherheit.

Ich strahlte also, aber die Wiederholung meiner ursprünglichen Frage – „Und was hast *du* heute Abend vor?“ – kam wohl ein bisschen zu verzweifelt daher.

Rebecca musterte mich nachdenklich mit ihren haselnussbraunen Augen. Ihr langes dunkles Haar, das ihr sanft über die Schultern fiel, glänzte im Sonnenlicht und offenbarte ein paar goldbraune Reflexe.

Die kleinen Schweißperlen auf meiner Stirn drohten zu Tropfen zu werden, während ich darauf wartete, dass sie die Augenbrauen hochziehen, ihr Bein wegnehmen und zu einem Typen weiterziehen würde, der die einfache Frage nach seinen Feierabendplänen beantworten konnte, ohne sich völlig zum Idioten zu machen.

Stattdessen setzte sie noch eins drauf, indem sie das zweite Bein hob und es über Kreuz auf das erste legte.

„Es war nicht fair, mit einer so schwierigen Frage anzufangen“, sagte sie ganz sachlich.

Wir wussten beide, dass die Frage nicht schwer gewesen war. Doch in ihrem Tonfall konnte ich Verständnis dafür hören, dass sie

für mich schwierig gewesen war. Das fühlte sich wie ein Geschenk an. Seit langer Zeit hatte mir niemand mehr ein solches Geschenk gemacht.

„Ich sag dir was“, fuhr sie fort, „wenn du heute Abend schon etwas vorhast, sollten wir uns vielleicht jetzt gleich besser kennenlernen. Lass uns ‚Zwei Wahrheiten und eine Lüge‘ spielen.“

Es hörte sich nach einem Spiel an, mit dem ich mich nur zu einem Drittel wohlfühlen würde, aber ich war so dankbar für das Geschenk, das sie mir gerade gemacht hatte, dass ich den Vorschlag einfach nicht ablehnen konnte. „Davon habe ich noch nie gehört. Wie geht das?“ Ich bemühte mich, nicht zu verhalten zu klingen, und es gelang mir ziemlich gut.

„Es ist ganz einfach“, antwortete Rebecca mit einem Lächeln in der Stimme und auf den Lippen. „Ich erzähle dir drei Dinge über mich. Zwei davon sind wahr, eins nicht, und du musst erraten, welches nicht stimmt. Dann bist du dran. Alles klar?“ Sie hielt mir die geballte Faust für einen Fauststoß hin.

Erleichtert darüber, dass das Rampenlicht nun wieder auf sie fallen würde, ignorierte ich, dass es schließlich zu mir zurückwandern würde. „Cool“, stimmte ich zu, ballte ebenfalls eine Hand zur Faust und berührte ihre mit meiner. In diesem Moment schloss sich eine Art Stromkreis zwischen uns, und es traf mich wie der Blitz. Plötzlich war ich hellwach.

Ich hatte keine Ahnung gehabt, dass ich geschlafen hatte.

„Okay. Hmmm“, sagte sie, und während sie überlegte, was sie sagen sollte, zog sie mit dem Zeigefinger die Unterlippe nach unten und ließ sie zurückschnellen, sodass ein Plopp zu hören war. Wieder und wieder. *Plopp. Plopp. Plopp.* Es war sehr unschuldig und zugleich ungemein attraktiv.

„Ich hab’s!“ Sie sah mir direkt in die Augen. „Einmal habe ich meinen Pass verloren, als ich illegal ein verlassenes Weingut in den Hügeln Italiens besetzte, und bin ohne jede Hilfe zurück nach Maryland gekommen. Ich bin schon zweimal Fallschirm gesprungen, und ich habe drei Tattoos. Okay, was davon ist eine Lüge?“

Sie überkreuzte die Beine andersherum. Die Farbe des Silberreihers an ihrem Knöchel wechselte von Blau zu Violett, als er vom Licht in den Schatten wanderte.

„Ich nehme an, das Letzte ist eine Lüge. Du hast nur dieses eine Tattoo.“

Sie lächelte wieder und drehte ihren rechten Arm, sodass die Tätowierung eines Kreuzes auf der Unterseite ihres Handgelenks sichtbar wurde. „Falsch. Ich habe tatsächlich drei Tattoos.“

Das dritte zeigte sie mir nicht. Das machte mich stutzig.

„Die Lüge“, verriet sie, „war, dass ich nur einmal Fallschirm gesprungen bin. Okay, jetzt bist du dran.“

Sie lehnte sich vor und stützte das Kinn auf die Hand wie Rodins *Denker*, um mir mit voller Aufmerksamkeit zuzuhören, und ihr forschender Blick war wie tausend Scheinwerfer – kein Lächeln von mir konnte ihn überstrahlen. Also rief ich mir in Erinnerung, dass Angriff die beste Verteidigung ist, und preschte vor.

„Ich komme aus einer kleinen Stadt in Illinois namens Bradford's Ferry. So ziemlich jeder nennt mich Eli – ja, so wie in ‚Celli‘. Und ...“, ich machte eine kurze Pause und versuchte, mir eine Lüge auszudenken, „meine Eltern sind beide tot.“ Das war natürlich eine schreckliche Art, aus dem Rampenlicht zu verschwinden. Der Typ, der von seiner Abschlussklasse zum sozial kompetentesten Schüler gewählt worden war, schien in die falsche Richtung abgelenkt zu sein.

Rebeccas Augenbrauen zogen sich zusammen, und die Hand, auf die sie das Kinn gestützt hatte, wanderte zu ihrem Mund. „Oh nein. Ich hoffe, das Letzte stimmt nicht!“

Ich fuhr mir verlegen mit der Hand über die Stirn und wischte mir unwillkürlich den Schweiß weg. „Nein, das Letzte stimmt nicht. Tut mir leid. Es war gedankenlos von mir, das in ein harmloses Spiel einzubauen. Meine Mutter lebt noch und wohnt in Bradford's Ferry. Aber mein Vater ist vor fast sieben Jahren gestorben.“ Ich sah die unausgesprochene Frage in ihren Augen und fügte hinzu: „Herzinfarkt beim Schneeschaukeln. Kurz bevor ich in meinem ersten Collegejahr zu Weihnachten nach Hause kam.“

„Das tut mir sehr leid“, sagte sie, und es klang aufrichtig.

„Ist schon okay. Ich meine, danke. Inzwischen komme ich ganz gut damit klar. Die Beziehung zu meinem Vater war kompliziert und –“ Ich brach ab, entsetzt über meinen offensichtlichen Eifer, ihr etwas zu erzählen, von dem ich vorgehabt hatte, es mit ins Grab zu nehmen. „Jetzt werde ich schon wieder so ernst. Okay, jetzt bist du dran, der Spielverderber zu sein!“ Selbstironie. Es funktionierte. Vielleicht war Mr Sozialkompetenz-King doch nicht komplett abgetaucht.

Rebecca lächelte wieder und trat zögernd, aber bereitwillig zurück ins Rampenlicht. Nachdem sie sich einen Moment Zeit genommen hatte, um sich zu sammeln, bot sie ihre nächste Runde an. „Eines Tages möchte ich als Therapeutin für unterprivilegierte Kinder arbeiten. Ich habe einmal eine zweibeinige Schildkröte gefunden und sie gesund gepflegt, und sie wurde mein Haustier. Ich habe sie Geppetto getauft. Und ich glaube, ich hab dich sehr gern, Elijah Campbell.“

Diesmal war mein Lächeln leichter zu finden, und jedes Lumen davon war echt. Meine Erwiderung kam ebenfalls wie von selbst. „Nun, ich hoffe sehr, dass Letzteres keine Lüge ist.“

„Ist es nicht“, antwortete sie unverzüglich und klang dabei fast zärtlich.

„Dann nehme ich an, es ist das Zweite.“

„Da liegen Sie richtig, Sir. Geppetto hatte drei Beine, nicht zwei.“

In diesem Moment entfloh mir ein echtes Lachen, und Rebeccas Gesichtsausdruck ließ vermuten, dass ein Lachen von mir die denkbar größte Belohnung für sie war.

„Okay, du bist dran“, sagte sie und nahm wieder ihre Denkerpose ein. Doch diesmal wurde ich durch ein Summen in ihrem Rucksack gerettet. Sie zog ihr Handy heraus, klappte es auf und legte den Kopf schief, um mit dem Anrufer zu sprechen. Weitere goldbraune Strähnen schimmerten in ihrem Haar wie die goldenen Blätter des Ahorns neben der Terrasse.

Schließlich klappte sie das Telefon wieder zu. „Ich muss los“, verkündete sie, nahm die Beine von meinen Oberschenkeln und stand

auf. „Meine Mitbewohnerin und ich sind auf der Suche nach einer gebrauchten Couch, und sie meint, sie hat eine heiße Spur.“

Sie hielt mir wieder die Faust hin. Wieder tippte ich sie an. Wieder diese Elektrizität zwischen uns.

Sie drehte sich auf dem Absatz um und rief über die Schulter: „Bis bald, Eli!“, wobei sie meinen Namen richtig aussprach. Sie hatte tatsächlich zugehört. Ihr Scheinwerferlicht wirkte schon etwas weniger bedrohlich als das der anderen. Und plötzlich war es die Aussicht, dass Rebecca gehen würde, die mir nicht behagte und mich impulsiv werden ließ. Der Impuls war, unser Gespräch noch ein wenig in die Länge zu ziehen.

„Hey!“, rief ich. Sie blieb stehen und drehte sich um. „Hast *du* einen Spitznamen?“

Sie schüttelte den Kopf. „Nö. Nur Rebecca. Der ganze Name. Ich wollte es nie anders haben. Es erinnert mich daran, immer mit allem, was mich ausmacht, in Erscheinung zu treten.“ Sie machte eine nachdenkliche Pause. „Und ich schätze, das erwarte ich auch von anderen – dass sie sich mir gegenüber mit allem zeigen, was sie ausmacht. Auch *wenn* sie ihren Namen abgekürzt haben.“ Sie lächelte spitzbübisch. „Nächsten Freitag schaue ich wieder bei dir vorbei. Vielleicht erwische ich dich ja, wie du dich wieder wie eine Schildkröte sonnst.“

Dann verschwand sie um die Ecke.

Wie eine Schildkröte.

Der Satz ging mir nicht mehr aus dem Kopf. Und eine Theorie über Rebeccas Interesse an mir begann in mir Gestalt anzunehmen: Wie eine Schildkröte hatte auch ich einen Panzer, und wie bei Geppetto spürte Rebecca die Wunde, die sich darunter verbarg. Sie selbst schien die Parallele nicht zu bemerken, aber mir verursachte der Vergleich einen Kloß im Hals.

2

Es gibt wahrscheinlich einen schmalen Grat zwischen heftiger Verliebtheit und Stalking. In der darauffolgenden Woche bewegte ich mich auf ebenjener hauchfeinen Linie.

Ich merkte mir, wo Rebecca in den verschiedenen Unterrichtsräumen saß, und war stets vor ihr da, um mich so zu positionieren, dass ich sie beobachten konnte, ohne dass sie es merkte. Jedes Mal, wenn sie an ihrer Unterlippe zupfte und sie gegen die Oberlippe zurückschnellen ließ, verliebte ich mich noch ein bisschen mehr in sie.

Ich änderte meine abendliche Laufroute, sodass ich genau in dem Moment an ihrer Wohnung im ersten Stock vorbeikam, wenn die Dämmerung einsetzte und die Lampen eingeschaltet waren, aber noch niemand daran gedacht hatte, die Vorhänge zu schließen. Mehrere Abende hintereinander sah ich sie mit ihrer Mitbewohnerin auf der neuen gebrauchten Couch sitzen und über irgendeine Sitcom lachen.

Am Donnerstagnachmittag machte ich sogar einen Umweg, um im Supermarkt in der Nähe ihrer Wohnung einzukaufen, in der Hoffnung, sie dort zu treffen. Und siehe da, es funktionierte. Jedenfalls mehr oder weniger. Ich warf gerade eine Packung Mikrowellen-Hotdogs in den Einkaufswagen, als ich aufblickte und sah, wie sie Salatköpfe begutachtete. Ich schämte mich so sehr für den Kauf von undefinierbarem Fleisch, dass ich mich auf den direkten Weg zur Kasse machte und den Laden so schnell wie möglich verließ.

Nach dieser Begebenheit hatte ich das Gefühl, dass ich eine einstweilige Verfügung gegen mich selbst erwirken sollte, und ich war nicht gerade stolz darauf.

Noch schlimmer für mich war, dass ich nicht sagen konnte, was mit mir los war. Bevor Rebecca auf meiner Terrasse aufgetaucht

war, hätte ich jedem, der es wissen wollte, gesagt, dass es mir rundum gut ginge, danke der Nachfrage. Ein bisschen gelangweilt vom Leben vielleicht, aber im Grunde ganz okay. Doch in der letzten Woche hatte ich jedes Mal, wenn ich an Rebeccas Schildkröte dachte – an den Panzer, an das verlorene Bein –, einen dicken Kloß im Hals gehabt.

In gewisser Weise war ich mit diesem Kloß im Hals vertraut. Es war der Kloß, den ich fühlte, wenn ich mit dem Schmerz eines anderen Menschen konfrontiert wurde. Ein Studienberater hatte es Mitgefühl genannt und gesagt, es sei die Superkraft derer, die in sozialen Berufen arbeiten. Ich hatte auf ihn gehört und mich für Psychologie als Hauptfach entschieden, und der erste Monat am Graduiertenkolleg hatte meine Entscheidung bestätigt. Jeder Klient, den ich bisher gesehen hatte, hatte mir einen Kloß im Hals beschert, und ich war mehr denn je davon überzeugt, dass der größte Teil unseres Leidens unnötig ist: Unsere Verletzungen führen zu Verletzungen und unsere Fehler zu Fehlern, weil sich niemand die Zeit nimmt, mit uns darüber zu sprechen, sie anzuschauen, sie umzudrehen und näher zu untersuchen, damit wir sie wahrnehmen und mit ihnen umzugehen lernen.

Dieser Mangel an Reflexion geht meiner Meinung nach zurück bis ganz zum Anfang, bis zum Garten Eden.

Als Psychologiestudent stellte ich mir schon früh die Frage, was gewesen wäre, wenn Gott die Menschen im Garten behalten und mit ihnen über ihre Fehler gesprochen hätte, sodass sie nicht so unwissend darüber geblieben und in der Lage gewesen wären, sie fortan zu vermeiden. Was wäre gewesen, wenn er sie dazu eingeladen hätte, das Warum ihrer Fehler zu ergründen – das Wer, Was, Wo und Wann? Sie aus dem Garten zu vertreiben, ergab keinen Sinn für mich. Und ich kam zu dem Schluss, dass genau das der Grund war, weshalb Jesus für so viele Menschen so viel Sinn ergab. Er lud sie wieder in den Garten ein, durch Löcher im Dach, durch Momente an einem Brunnen, durch Brote und Körbe mit Fischen. Und als Therapeut wollte ich meinen Teil dazu beitragen, die Menschen

wieder in den Garten einzuladen; zu einem guten Gespräch darüber, was in ihrer Vergangenheit schiefgegangen war.

Aber *mir selbst* gegenüber hatte ich diesen Kloß im Hals noch nie gespürt, und das beunruhigte mich. Die Ursache dafür sah ich in einer ungewohnten Sehnsucht, gesehen zu werden, gekannt zu sein. Allerdings betrachtete ich mich gern als einen Menschen, der am liebsten „für sich“ ist. Nicht ausweichend. Nicht ängstlich. Einfach nur ... gern für sich. Ich trug diesen Charakterzug mit Stolz. Dann kam Rebecca. Und mit ihr Geppetto. Und mit ihm das Bild einer harten Schale, die ein fehlendes Körperteil verbarg. Die ganze Woche über war es schwierig für mich, in den Spiegel zu schauen, ohne darin eine Schildkröte zu sehen, die mich anstarrte.

Achtzehn Stunden nachdem ich mit einer Zehnerpackung Mikrowellen-Hotdogs aus dem Supermarkt geflohen war, saß ich an einem weiteren herbstlichen Freitagnachmittag auf meiner Terrasse, auch wenn es diesmal eher Winter als Sommer war. Der Himmel war bewölkt und grau, das Blätterdach des Ahorns neben der Terrasse eher spärlich, die Terrasse selbst komplett mit gefallenem Laub bedeckt. Ein kalter Nordwind ließ mir die zehn Grad vorkommen wie fünf.

Ich saß auf dem schmutzigen weißen Stuhl und hatte die Hände in den Jackentaschen vergraben. Ich hatte auf einen Hotdog verzichtet, in der Hoffnung, mit Rebecca zu Mittag essen zu können, falls sie auftauchen würde, und mein Magen begann schon zu knurren. Ich sah auf meine Armbanduhr. Ein Uhr. Dreißig Minuten später als letzte Woche. Ich verspürte einen Anflug von Enttäuschung. Ich verspürte einen Anflug von Erleichterung. Und ich bemerkte, dass die Enttäuschung stärker war, was mir abermals diesen Kloß in den Hals trieb. Schließlich stand ich auf und ging auf die Schiebetür zu, hielt aber inne, als ich das Rascheln von Blättern hörte. Ich drehte mich um. Und da war sie, sie stand unter dem Ahorn.

„Hallo“, sagte ich mit schlecht vorgetäuschter Nonchalance.

Rebecca stand einfach nur da und machte wieder dieses Ding mit ihren haselnussbraunen Augen. Sie sah mich an, machte eine Bestandsaufnahme. Ihr Lächeln sagte mir, dass sie wusste, dass ich auf

sie gewartet hatte, und dass sie wusste, dass ich wusste, dass sie es wusste, und dass wir nicht darüber reden mussten. Die Geschenke hörten gar nicht mehr auf.

„Wollen wir was essen gehen?“, fragten wir gleichzeitig.

„Chipsy“, riefen wir wie aus einem Mund, gefolgt von synchronem Gelächter.

Ich nehme an, wenn man nicht wieder zum Kind wird, wenn man sich verliebt, dann ist es wahrscheinlich etwas anderes als Verliebtheit, das einen da gerade überfällt.

„Ich zahle“, sagte ich schnell, um ein weiteres „Chipsy“ zu vermeiden.

„Abgemacht, Campbell. Ich brauche jetzt unbedingt einen Big Mac.“

Ich atmete innerlich auf. Das Essen bei McDonald's war relativ günstig, und das Geld aus meinem Studiendarlehen hatte sich schnell verflüchtigt.

Rebecca zitterte. Ich ging zu ihr, schlüpfte aus meiner Jacke und legte sie ihr um. Sie zog sie fest um sich und sagte: „Normalerweise stehe ich nicht so auf Ritterlichkeit, aber danke. Diese Kaltfront hat mich überrumpelt. Musst du dir noch was anderes zum Überziehen holen?“

„Nein, nein, schon okay“, antwortete ich und versuchte, lässig zu klingen.

Es war natürlich nicht okay. Ich fror. Aber ich hatte nur diese eine Jacke.

„In Ordnung“, sagte sie, nahm mich beim Wort und drehte sich um, wobei sie den Arm so anwinkelte, dass ich mich bei ihr einhängen konnte. „Sollen wir?“

Zum Glück war der nächste McDonald's nur ein paar Gehminuten entfernt. Auf dem Weg dorthin erfuhr ich, dass Rebecca sich das Reiher-Tattoo hatte stechen lassen, weil es das Stadtsymbol von Seaside, Maryland, war, der Küstenstadt, in der sie aufgewachsen war. Ich sagte ihr, dass Tattoos für mich absurd seien – es gebe auch so schon genug Schmerz im Leben, weshalb man sich nicht

freiwillig noch mehr davon zufügen müsse. Sie sagte, genau das sei es, was ihr an Tattoos so gut gefallen würde – sie täten weh, wenn sie entständen, aber auf lange Sicht erfreue man sich daran, und sie habe vor, so viel Schmerz wie möglich in etwas zu verwandeln, woran man sich auf lange Sicht erfreuen könne.

Ich dachte an Geppetto, und der Kloß in meinem Hals kehrte zurück.

Wir bestellten zwei große Burger-Menüs und fanden einen Tisch, an dem man noch die trüben Spuren halbherziger Reinigungsversuche sehen konnte. Bis Rebecca ihren Big Mac verspeist hatte, wusste sie, dass ich ein Einzelkind war, und ich wusste, dass sie zwei jüngere Schwestern hatte, die sie vergötterte. Ich wusste, dass sie ihre Mutter von Herzen liebte, keine Frage, aber dass sie eindeutig „Papas Liebling“ war, auch wenn ich vermutete, dass sie sich über diese Bezeichnung aufregen würde. Ihr Vater war Anwalt. Meiner war auch Anwalt gewesen. Ich war froh, eine weitere Gemeinsamkeit mit ihr gefunden zu haben.

Das Gespräch lief gut, richtig gut, bis ich *ihn* sah.

Er saß allein an einem Zweiertisch, und über Rebeccas Schulter hinweg fiel mein Blick direkt auf ihn. Er war um die vierzig und trug ein kurzärmeliges Hemd mit einer nichtssagenden braunen Krawatte, die schlecht geknotet war und ihm locker um den Hals hing, nicht absichtlich, sondern aus Nachlässigkeit. Sein rotblondes Haar, für das ein Schnitt vermutlich schon einen Monat überfällig war, war überkorrekt zur Seite gekämmt und angeklatscht, was ihn wohl als weltmännisch ausweisen sollte, aber nur von vergeblichem Bemühen zeugte und somit den gegenteiligen Effekt hatte. Ein schlaffes Kinn unter dünnen Lippen, die von einem struppigen Schnurrbart überdacht waren. Ein Gesicht, das so jungenhaft war, dass es in keinem Umfeld respektiert werden würde, wo man das Tragen einer Krawatte voraussetzte. Sanfte, wässrige Augen mit Kummerfalten darum und eingerahmt von einer modisch äußerst fragwürdigen Brille. Er aß Pommes frites, immer eine nach der anderen, und sein Blick war geradeaus gerichtet, eigentlich direkt

auf mich, aber tatsächlich durch mich hindurch. Der Blick eines Menschen, der immerzu in eine Vergangenheit blickt, der er nicht entkommen kann.

Der Kloß in meinem Hals war so groß, dass ich kaum atmen konnte, von essen ganz zu schweigen.

Ich versuchte, meine Aufmerksamkeit wieder auf die Unterhaltung mit Rebecca zu lenken. Offenbar war ihr Vater nicht nur Anwalt, sondern noch dazu ein sehr erfolgreicher. Die Art von Erfolg, die es einem ermöglicht, eines dieser Häuser an der Küste zu kaufen, an denen die Touristen im Sommer vorbeifahren, sich die Augen aus dem Kopf starren und sich fragen, womit *solche Leute* wohl ihr Geld verdienen – wobei sie natürlich annehmen, dass es sich dabei um etwas höchst Verwerfliches handeln muss. Der Beruf von Rebeccas Vater war jedoch alles andere als verwerflich. Der Mann war spezialisiert auf Umweltrecht und verklagte echt reiche Unternehmen, die dem Planeten echt schreckliche Dinge antaten. Die Erde schien sich bei ihm für seine Dienste zu bedanken, indem sie ihn mit einer ihrer schönsten Aussichten belohnte.

„Eli? Alles okay?“

In diesem Moment hatte ich das ungute Gefühl, Rebecca könnte mir eine Frage gestellt haben, auf die ich nicht geantwortet hatte. In ihrer Stimme schwang Besorgnis mit.

„Ja“, sagte ich und richtete meine Aufmerksamkeit wieder ganz auf sie. „Es ist nur dieser Typ da drüben. Er ist ... Ich weiß nicht, irgendetwas ist mit ihm, und das bringt mich vollkommen durcheinander.“

Sie reagierte auf die Heiserkeit in meiner Stimme, indem sie kurz ihre Hand auf meine legte. Dann ließ sie wie beiläufig ihre Serviette zu Boden fallen und bückte sich, um sie aufzuheben, wobei sie den Kopf leicht drehte, um den Mann sehen zu können. Als sich unsere Blicke wieder trafen, lag Verständnis in ihrem.

„Du meine Güte, Eli, er wirkt so einsam.“

Bei dem Wort *einsam* löste sich etwas in mir; etwas, das für eine sehr lange Zeit sehr angespannt gewesen sein musste. Denn bis zu

diesem Moment hatte ich nicht gewusst, dass es überhaupt existierte – im Gegensatz zu dem Kloß in meinem Hals, der es offenbar schon längst wusste.

Rebecca fragte ein weiteres Mal, ob alles okay sei. Ich hörte sie irgendwie und irgendwie auch nicht, als ich aufstand und zu dem Tisch ging, an dem der Mann saß. Ich wechselte ein paar Worte mit ihm, wobei die Teiche in seinen Augen etwas größer wurden und eine andere Art von Falten in seinen Augenwinkeln erschien, während seine Lippen ein angerostetes, zaghaftes Lächeln formten. Ich wünschte ihm einen schönen Tag und ging zurück zu unserem Tisch, von wo aus Rebecca mich mit leicht geöffnetem Mund beobachtet hatte.

„Bitte entschuldige“, sagte ich und setzte mich wieder. Ihr Mund stand immer noch offen, und ich spürte abermals Schweißperlen der Verlegenheit auf meine Stirn treten. „Es war unhöflich von mir, dich hier so sitzen zu lassen.“ Immer noch ein offener Mund. Die Tropfen auf meiner Stirn drohten zu einem echten Schweißausbruch anzuwachsen. „Ich weiß auch nicht, was über mich gekommen ist. Ich hoffe, du bist mir nicht böse.“

Ihre Zähne schlugen hörbar aufeinander, als sie den Mund schloss. „Was hast du zu ihm gesagt?“

„Nun, ich ... Du hast ja selbst gesagt, er ist einsam. Das sickert ihm aus jeder Pore. Deshalb wollte ich ihn wissen lassen, dass er von jemandem gesehen wird.“ Ich stockte und überlegte, dann fing ich noch mal von vorn an. „Ich schätze, dass ich ihn das wissen lassen *musste*. Ich konnte nicht anders ... Also habe ich mich entschuldigt, dass ich ihn beim Mittagessen störe, und ihm gesagt, dass Augen, wie er sie hat, für mich bewirken, dass die Welt sich ein wenig sicherer anfühlt.“

Es war mir zu peinlich, Rebecca in die Augen zu sehen, also schaute ich wieder an ihr vorbei zu dem Mann, der immer noch in die Ferne starrte. Sein Blick wirkte jetzt allerdings anders auf mich. Gut möglich, dass seine Vergangenheit für einen Moment vergessen war. Gut möglich, dass er in seine Zukunft blickte.

Rebecca schwieg. Ich zwang mich, den Blick wieder auf ihr Gesicht zu richten, innerlich schon gegen das gewappnet, was ich darin finden würde. Was ich tatsächlich sah, war eine Tränenspur auf ihrer Wange.

Sie sah mich einfach nur an. Aber dieser Blick von ihr verursachte mir kein Unbehagen. Im Gegenteil, ich empfand ihn als außerordentlich wohltuend. Er bewirkte etwas in mir, das ich schon lange nicht mehr gespürt hatte: eine Hoffnung, die frei war von Angst.

In diesem Moment erschien es mir tatsächlich möglich, dass auch Rebecca Miller in ihre Zukunft blickte und dass ich darin eine Rolle spielen könnte.